

MUSIK

Till Brönner, deutscher Trompeter, bläst sich durch ein paar Sommerlieder. Und er singt sogar.

Wellness-Trip für die Ohren

ANDREA LEIBER

Um die Entdeckung künstlerischen Neulands geht es ihm nicht. Ihm geht es auch nicht um existentielle musikalische Selbstbefragung. Stattdessen begibt sich Till Brönner lieber auf stilistische Motivsuche beim Dagewesenen, beim Jazz und bei der gehobenen Unterhaltungsmusik des vergangenen Jahrhunderts. Vieles wurde bereits über ihn geschrieben, und die Marketingabteilung seiner Plattenfirma sorgt mit viel Aufwand dafür, dass er in den Medien so etwas wie Dauerpräsenz genießt. Dem gut aussehenden Musiker, der souverän und wirtschaftlich höchst erfolgreich die Erwartungen seines Publikums bedient, eilt der Ruf voraus, der beste deutsche Trompeter zu sein. Tatsächlich scheiden sich an Till Brönner die Geister – wie überhaupt an der Frage, was denn unter Jazz heutzutage zu verstehen sei. Kürzlich erschien seine neue CD („That Summer“/Universal).

1971 wurde Till Brönner in dem kleinen Städtchen Viersen geboren; er wuchs behütet auf. Zur Kommunion erhielt er die erste Trompete. Vier Jahre später gewann er den Wettbewerb „Jugend musiziert“, mit 15 wurde er Sieger bei „Jugend jazzt“. Nach einigen Semestern an der Kölner Musikhochschule trat Till Brönner seinen ersten Job an, beim RIAS-Tanzorchester unter Horst Jankowsky, und entwickelte in den folgenden Jahren ein Feuerwerk an Aktivitäten auch als Komponist, Arrangeur und Produzent. Unter seiner Regie entstand Hildegard Knefs letztes Album „Aber schön war es doch“; er übernahm die Produktion von Manfred Krugs Jazz-Liedersammlung „Schlafstörung“ und betreute angstfrei sogar das Bigband-Projekt der Teenie-Band „No Angels“; er schrieb Musik für Kinofilme (zuletzt für Pepe Danquarts „Höllentour“, jetzt im Kino).

Till Brönner veröffentlichte im Lauf der Jahre auch sechs eigene CDs, alle sogenannte Themen-Alben, auf denen er sich jeweils einem anderen musikalischen Genre widmete: Bebop, Fusion, Smooth Jazz, alte UFA-Lieder, Vokalsongs à la Chet Baker und HipHop-Interpretationen. Dass er es dabei versäumte, eigene Töne an- und eigene Perspektiven einzuschlagen, ist Prinzip: „Ich muss nichts wirklich mehr revolutionieren, musikalisch hat es alles gegeben. Der wichtigste Faktor im Jazz ist die Freiheit, sich in der Minute, in der Sekunde zu überlegen, was man jetzt eigentlich machen möchte“, sagte er in einem Interview. So viel abgeklärte Nonchalance bereits zu Anfang einer erfolgreichen Musikerkarriere stößt vor allem bei denjenigen auf Widerspruch, die von Musik mehr erhoffen als gut dargebotenes Entertainment und wünschen, der Jazz möge auch weiterhin zeitgemäße Ausdrucksformen erfinden. In den USA gab es übrigens um die ungleich gewichtigere Persönlichkeit des Jazztrompeters Wynton Marsalis im vergangenen Jahrzehnt eine äußerst hitzige und spannende, auf hohem Niveau geführte Debatte über die Frage, ob Neokonservatismen dem Jazz der Gegenwart angemessen seien oder nicht.

Nun liegt also Till Brönners neues Album vor, und beim Hörer entsteht Ratlosigkeit. Warmer, satter Vortrag an der (gestopften) Trompete und am Flügelhorn trifft hier auf dichte, jazzige Bossa-Nova-Arrangements mit Copacabana-Flair vergangener Dekaden sowie auf ein paar Westcoastsongs mit ein bisschen Blue-Note-Atmosphäre. Konzipiert wurde das Album, wie die fleißig am Image Brönners feilende Marketingabteilung im Booklet mitteilt, mit den Verweisen auf farbenfrohe Reich südamerikanischer Rhythmen ausgerechnet während eines mehrwöchigen Aufenthalts Brönners in einer einsamen kanadischen Blockhütte. Und so, wie der äußeren Entstehungsgeschichte der Plot auf merkwürdige Art abhanden gekommen zu sein scheint, fehlt der inneren Entwicklung des Albums trotz des erstklassigen instrumentalen Vortrags und der Qualität der Arrangements das letzte, aber entscheidende Quentchen Güte, das am ehesten mit „Authentizität der Situation“ zu umschreiben wäre. Allzu gefällig reihen sich die Songs aneinander, allzu gefällig bauen sich die einzelnen Lieder auf. Es lohnt, hier für einen Augenblick die Perspektive zu wechseln und sich an ein Latinjazz-Album des Trompeters Roy Hargrove zu erinnern, das dieser nach einem langen Aufenthalt auf Kuba, bei dem er die traditionelle Musik studierte, mit führenden kubanischen Musikern einspielte („Habana“/Polygram). Zwischen „That Summer“ und „Habana“ liegen Welten – Welten an gelebter Erfahrung, Welten an musikalischer Verantwortlichkeit. Wo Roy Hargrove in Beziehung tritt, ersetzen bei Till Brönners „That Summer“ süß schmelzende Streichersätze das „Ich bin“.

Das vielleicht größte Problem von „That Summer“ aber ist, dass Till Brönner singt. Dass Till Brönner keine Stimme hat, sich aber trotzdem traut, macht ihn nur scheinbar verletzlich. Beim zweiten Hören wird klar, dass genau diese Stimme das Album wie eine Tarnkappe in den Bereich des Unangreifbaren katapultiert. Wenn jemand mit so viel Selbstbewusstsein und so wenig authentischer Substanz das Territorium besetzt, das ureigentlich Sängerkalibern wie Gilberto Gil, Milton Nascimento oder Caetano Veloso gehört, lösen sich die Maßstäbe, mit denen er zu messen wäre, nämlich einfach auf.

Till Brönner der beste Trompeter Deutschlands? Was wäre denn dann, nur als Beispiel, mit Joo Kraus, mit Markus Stockhausen, mit Rainer Winterschladen? Hören wir doch lieber den (deutschen) Jazz links und rechts des von der Musikindustrie verordneten Mainstreams!

Till Brönner, That Summer
Boutique (Universal), 7. Juni 2004

